

Irena Ristić

Die (Un)Vereinbarkeit von individueller und kollektiver Identität: Ist die Pflicht zum Erinnern eine Pflicht zum Vergessen?

Erfahrene Realität

Als 1991 der Krieg in Slowenien und Kroatien ausbrach, war ich 15 Jahre alt und lebte mit meiner Familie in Belgrad. Die Sommer haben wir bis zu diesem Jahr immer in Kroatien verbracht; zum ersten Mal änderten sich unsere Pläne. Laut meinem Vater verschoben wir die Abfahrt aber nur auf den August. Dann würden sich die Dinge wieder beruhigt haben, sagte er. Die Dinge aber beruhigten sich nicht. Im Gegenteil. Sehr bald konnten wir nicht einmal mehr nach Prijedor in Bosnien und Herzegowina zu meinen Großeltern und den Onkeln und Tanten mütterlicherseits fahren, denn auch dort brach der Krieg aus.

In diesem Zeitraum, als die Dinge ihren Lauf nahmen, zirkulierte an meinem Gymnasium in Belgrad eine nach dem Mauerfall ins Leben gerufene, dreisprachige Studentenzeitschrift aus Deutschland, mit Redaktionen an Universitäten in West- und Osteuropa. Einer meiner Mitschüler hatte einige Ausgaben erhalten und an Interessierte für damals sehr wertvolle 2 DM pro Stück verkauft. Ich opferte diese Summe und las drei Ausgaben von vorne bis hinten mit großer Neugierde. So auch das Kleingedruckte auf Seite zwei, demnach die Zeitschrift subventioniert und in Osteuropa umsonst verteilt wird. Doch mehr als vom Umstand, dass ich auf den ersten Krisenprofiteur bereits reingefallen war, war ich gefesselt von den Themen und Artikeln der Studenten in dieser Zeitung. Vom Aufschwung nach dem Fall der Berliner Mauer war die Rede, von der wiederlangten Freiheit und zurückgewonnenen nationalen Identität, von der Freude über die neuentstandenen Staaten und die Vereinigung Europas. Nur die, wenn auch nur wenigen, Beiträge aus dem ehemaligen Jugoslawien trübten dieses Bild. In ihnen ging es um Krieg, Vertreibungen, Flüchtlinge und einen erst beginnenden Kampf um eine neue Freiheit. Ich wollte an der Diskussion mitwirken, schrieb einen Beitrag für die Zeitung und schickte ihn ein. Er begann mit der pathetischen, ja nahezu lächerlichen Frage: «Mein Vater ein Serbe, meine Mutter eine Kroatin – was bin ich?», welche bis zum Ende des Artikels selbstredend ohne Antwort blieb.

Im engeren Sinne ist diese Frage bis heute unbeantwortet geblieben. Vor allem, weil ich sie mir nicht mehr stelle. Was nicht heißt, dass mir andere diese Frage nicht stellen und dabei eine Antwort erwarten. Die Antwort, die ich dann gebe, hängt von dem Fragesteller selbst ab. Ist dieser dem primordialen, essentialistischen Erklärungsansatz verpflichtet, wonach die nationale Identität eine unveränderbare, sogar die wichtigste menschliche Eigenschaft darstellt, so ist die Antwort kurz, wenn auch für einen Essentialisten unbefriedigend: die Eltern und Vorfahren meiner Mutter sind Kroaten, jene meines Vaters Serben. Folglich bleibt mir als ihrem Kind keine Wahl: ich bin halb Kroatin und halb Serbin. Werde ich hingegen von einem konstruktivistisch Eingestellten mit der Frage konfrontiert, welcher konstruierten oder imaginären (nationalen) Gemeinschaft ich mich zugehörig fühle, so ist meine Antwort noch ambivalenter. Da ich etwa ein Drittel meines Lebens in Jugoslawien, ein Drittel in Deutschland und ein Drittel in Serbien verbracht habe, haben mich die Gesellschaften dieser drei Staaten wohl am ehesten in meinem Handeln und Denken geprägt. Ein reales, persönliches Zugehörigkeitsgefühl zu diesen Gesellschaften empfinde ich dabei ausschließlich in einer umgekehrten Proportionalität: in Deutschland fühle ich mich als imaginäre Serbo-Kroatin, in Serbien als imaginäre Deutsche. Juristisch gesehen besitze ich jedoch nur die Staatsangehörigkeit Serbiens. Nicht, dass ich jene von Deutschland und Kroatien nicht gewollt hätte, aber meine Anträge liefen ins Leere. In Deutschland weil ich zum Zeitpunkt der Beantragung (obgleich alle anderen Bedingungen erfüllt waren und ich kumulativ 15 Jahre in Deutschland verbracht hatte), Studentin war und keine feste Arbeit hatte. Die kroatischen Behörden hingegen lehnten meinen Antrag nicht etwa deswegen ab, weil sie wie die deutschen befürchteten, einen neuen Sozialfall zu importieren. Vielmehr schickten sie mir nach mehreren Jahren des Wartens und der Beschwerde, in höchster Gerichtsstanz, schwarz auf weiß eine primordiale Entscheidung, die nicht widersprüchlicher sein könnte. Demnach wurde nach der Prüfung des Stammbaumes und Taufurkunde meiner Mutter attestiert, dass sie zwar Kroatin sei und die kroatische Staatsbürgerschaft habe. Doch reiche dies nicht aus, dass auch ich mich als Kroatin bezeichnen und die kroatische Staatsbürgerschaft haben könnte. Anders wäre es, so der Wortlaut, wenn statt meiner Mutter mein *Vater* Kroatie wäre.

Doch unabhängig davon, dass ich mir selbst die Frage nach meiner Identität nicht mehr stellte und anderen Fragestellern ambivalente Antworten geben musste, wurde ich auf einer anderen Ebene damit konfrontiert, dass ich für Andere etwas Eindeutiges war und entsprechend auch zu handeln hatte. Aus Belgrad kommend, galt ich im Ausland stets

als *die Serbin*, wenn auch oft als *untypische Serbin*. (Das hatte ich wohl stets als Kompliment aufzufassen.) Der Wohnort Belgrad, ohne dass ich weitere Angaben machte, brachte mich somit oftmals in die Situation, für ein imaginäres Kollektiv Stellung zu beziehen. So forderte mich ohne weiteren Anlass, bei einer wissenschaftlichen Tagung in Wien, ein in Deutschland aufgewachsener kroatischer Wirtschaftswissenschaftler auf, mich für die serbische Aggression gegen Kroatien zu entschuldigen und Reue zu zeigen. Da ich in Belgrad lebte und arbeitete, stand für ihn wohl außer Zweifel, nicht nur dass ich Serbin sei, sondern auch, dass ich als Teil dieses Kollektivs zumindest eine abstrakte Verantwortung zu tragen habe. Und während ich diese Auffassung teile, dass man als Mitglied einer Gesellschaft – ganz gleich, ob man die Mitgliedschaft in ihr wählen konnte oder nicht, und ganz gleich ob man der herrschenden Mehrheitsmeinung gefolgt ist oder gegen sie war – Verantwortung übernehmen sollte und zumindest alle im Namen dieses Kollektivs begangene Verbrechen klar verurteilen müsste, befand ich mich in einer Zwickmühle. Denn nicht nur, dass ich mütterlicherseits auch Mitglied eines anderen Kollektivs war, sondern meine Familie mütterlicherseits war während des Krieges Opfer serbischer Vertreibung. So blieb offen, ob ich dieser Logik zufolge sowohl zum Täter-, als auch zum Opfer-Kollektiv gehörte und folglich sowohl Reue im Namen *meines* Kollektivs väterlicherseits zeigen, als auch Reue *meinem* Kollektiv mütterlicherseits gegenüber verlangen sollte.

Ähnliches stieß mir im Sommer 2006 auf der Insel Šipán nahe Dubrovnik zu. Während eines Urlaubes mit Freunden aus Deutschland sprachen mich aufgrund meines Nachnamens und meiner serbischen Aussprache der Leiter und einige Angestellten des Hotels an. Aus dem entspannten Gespräch, in welchem sie mir ihre Wehrdienstlerlebnisse und erste Liebschaften aus den Achtziger Jahren in Belgrad beschrieben, wurde jedoch sehr schnell eine ernsthafte politische Diskussion, in welcher nur noch herabfallend von «*euch*» und «*ihr*» (gemeint waren die Serben und ich als Teil von ihnen) die Rede war. Um die Luft herauszunehmen, aber auch um die Diskussion abubrechen, sagte ich, dass ich Kroatin sei. Und wurde Zeugin davon, wie brüchig diese essentialistische «*Wir-Ihr*»-Theorie wurde, denn vor diesem Bekenntnis erschien ich als ideale Angriffsfläche und Personifizierung des Täterkollektivs, während man mir danach plötzlich, und ohne dass ich dazu etwas zusätzlich beitrug, mit einem ganz anderen Ton entgegenkam, wenn auch weiterhin mit etwas Skepsis. Denn, so schien mir, auch meine Gesprächspartner wussten plötzlich nicht, wo und wie sie jemanden einordnen sollen, der im Land der Täter lebt, deren Aus-

sprache hat, aber ethnisch – und das ist eigentlich das einzig wichtige für sie – ‹eine von uns› ist.

Doch soll es in diesem Text nicht um die (nationale) Identitätsfrage im engeren Sinne gehen, wie ich sie mir in meiner Pubertät (falsch) gestellt habe, bzw. wie sie mir von anderen zugeschrieben wurde. Vielmehr soll im Mittelpunkt das Verhältnis von, und die Dynamik zwischen individueller und kollektiver Identität im postjugoslawischen Raum stehen. Lassen sich, und wenn ja wie, in diesem Post-Konflikttraum die Komponenten persönlicher multiethnischer Identitäten in sich vereinen? Wie geht man mit den jeweiligen Erinnerungen um? Sind die Angehörigen zweier Nationen doppelte Täter oder aber doppelte Opfer? Und gilt für sie folglich eine doppelte Schuld und Verantwortung? Oder aber eine doppelte Amnestie?

Neue Realität schaffen

Der Zerfall Jugoslawiens führte zu einer langsamen Zersetzung einer bis dahin existenten, wenn auch fragilen kollektiven Identität. Was manchen Bürgern bis zu diesen Zeitpunkt als eine kohärente Vorstellung ihrer eigenen persönlichen (nationalen) Identität erschien, begann von da an untauglich zu sein. Nicht, dass diese Identität über Nacht plötzlich in sich zusammenbrach, aber jeder, der daran vehement festhalten wollte, sah sich in seiner jeweiligen Umgebung bald ausgegrenzt. Oder zumindest als Ewiggestriger gezeichnet. Also galt es eine Alternative zu finden. Auch ich fand mich im Angebot neuer Identitäten wieder. Diese griffen in der Regel auf traditionelle Erinnerungsorte¹ zurück, meistens verdrängte oder vergessene. So wurden wir alle Zeugen neuer Geschichtsinterpretationen und waren aufgefordert, die bis dahin gelernten ernsthaft zu hinterfragen, wenn nicht ganz zu vergessen. Pierre Nora spricht in diesem Zusammenhang von einer Gedächtniskonjunktur.

Die Gedächtniskonjunktur führt Nora auf zwei Ursachen zurück. Einerseits auf eine allgemeine Beschleunigung der Geschichte, die er als ein globales Phänomen betrachtet: Geschichte bzw. die Vergangenheit entrückt immer mehr dem Fassungsvermögen des Individuums und des Kollektivs, weshalb diese immer mehr darauf angewiesen, vielmehr dazu

¹ Erinnerungsort hier in der Bedeutung von Pierre Nora. Erklärung siehe weiter im Text.

aufgefordert sind, die Vergangenheit ausufernder zu (re)konstruieren.² Dabei bedienen sie sich diverser Erinnerungsorte, welche in der Bedeutung von Nora keinesfalls auf geographische Orte beschränkt sind. Vielmehr stellt der Erinnerungsort einen identitätsstiftenden Bezugspunkt für ein Kollektiv (etwa eine Nation) dar. Er umfasst somit sowohl geographische Orte, als auch historische (reale und mythische) Ereignisse und Gestalten, sowie Kunstwerke und Produkte. Vergangenheit und die Erinnerungsorte, anhand welcher diese Vergangenheit gedeutet und rekonstruiert wird, kommen europaweit nicht nur zum inflationären Einsatz, sondern sie verselbständigen sich auch, da es Kollektiven und Individuen frei überlassen ist, diese nach Belieben zu bestimmen.

Eine zweite Ursache der Gedächtniskonjunktur ortet Nora in der Beschleunigung der Demokratisierung, welche zwar weniger global stattfindet, aber für Europa, vor allem Ost- und Südosteuropa nach 1989 zweifellos Geltung hat. Demnach neigen ethnische Gruppen, Völker oder Nationen in einem Prozess ihrer Neubestimmung und demokratischen Konsolidierung dazu, auf traditionelle Erinnerungsorte zurückzugreifen, die, wie oben bereits erwähnt, in der Regel meistens verdrängt oder vergessen waren, um mit diesen die neue kollektive Identität zu stützen.

Dieser Prozess der Gedächtniskonjunktur, wie in Nora definiert, der nach 1989 teilweise in Westeuropa, aber zweifelsohne in allen osteuropäischen Staaten zu beobachten ist, erfuhr im postjugoslawischen Raum durch die zwischen 1990 und 1999 stattgefundenen Kriege und den damit verbundenen Erinnerungen eine zusätzliche Beschleunigung. Obwohl auch in allen anderen ehemaligen kommunistischen Staaten eine Auseinandersetzung mit der Vergangenheit begann und die jeweilige Gedächtniskonjunktur ankurbelte, war dieser Prozess im jugoslawischen Raum aufgrund der spezifischen Krise seit den achtziger Jahren, und vor allem im Zusammenhang mit dem Ausbruch der Konflikte 1991, von besonderer Radikalität. Während in den Ostblockstaaten die Gründe für den Zerfall des kommunistischen Systems eindeutig schienen und folglich das (Feind)Bild des Anderen (welches als Abgrenzung für die Bildung einer neuen bzw. Rekonstruktion einer ehemals vorhandenen Identität notwendig war) von den jeweiligen Gesellschaften mehrheitlich klar identifiziert wurde (die Besetzung durch die Sowjetunion und das totalitäre kommunistische System), wurden im jugoslawischen Raum,

² Pierre Nora, Gedächtniskonjunktur, in: Transit - Europäische Revue 22/2002 (on-line Zugang: Tr@nsit online 22/2002, <http://archiv.iwm.at/index.php?option=com_content&task=view&id=155&Itemid=284>; Eurozin, 19. 4. 2002, <<http://www.eurozine.com/articles/2002-04-19-nora-de.html>>).

auch weil es keine Übermacht dieser Art seitens eines anderen Staates gegeben hatte, diese Gründe und dieser Andere bereits vor 1989 im Inneren gesucht. Da darüber aber keine Übereinstimmung herrschte und letztendlich die nationalen und kulturellen Unterschiede als Erklärungsmuster Oberhand gewannen, kam es in den jugoslawischen Teilrepubliken noch vor dem Fall der Berliner Mauer zur ersten Phase der Gedächtniskonjunktur. Dabei begannen die gesellschaftlichen Eliten der einzelnen jugoslawischen Nationen ihre eigene Geschichte neu zu interpretieren und sich i. d. R. als Opfer des gemeinsamen Staates wahrzunehmen. In Serbien etwa überwog der Diskurs, welchem zufolge Serbien und die Serben ihre nationalen Interessen für Jugoslawien geopfert hätten und es an der Zeit sei, dass Serbien seine (Territorial) Interessen wieder verfolge. Zu diesem Zweck wurden die Anfänge der serbischen «nationalen» Geschichte, nicht nur der politischen, immer früher gesetzt, aber auch der Kosovomythos, die Erinnerungen an die rassistische Verfolgung der Serben durch die kroatischen Ustaša im Zweiten Weltkrieg sowie die angebliche existentielle Bedrohung der Serben in Kosovo neu entfacht. Doch gewannen ähnliche Tendenzen und Viktimisierungsdiskurse auch in den anderen Teilrepubliken zunehmend an Bedeutung. So dominierte in Slowenien und Kroatien die Meinung, dass der Wohlstand des Gesamtstaates auf ihre Kosten ginge und die eigene wirtschaftliche und somit nationale Entwicklung in dieser Konstellation leide.

Aufgrund dieser Entwicklungen in den achtziger Jahren war bereits die erste Phase der Gedächtniskonjunktur im jugoslawischen Raum, im Vergleich mit den meisten Ostblockstaaten, radikaler und polarisierender, da die jeweiligen neu definierten Erinnerungsorte auch den Zweck erfüllen mussten, exklusiv nur für jeweils einen (ethnischen) Teil, und nicht für die ganze jugoslawische Gemeinschaft, identitätsstiftend zu wirken.

Realität neu erinnern

Die darauf – nicht zuletzt als Folge dieser enormen, explodierenden nationalistischen Gedächtniskonjunktur – ausbrechenden Kriege und die damit verbundenen traumatischen Erfahrungen leiteten eine zweite Phase der (post)jugoslawischen Gedächtniskonjunktur ein. Noch während des Konfliktes, aber vor allem nach seinem Ende begann für die postjugoslawischen Gesellschaften ein Prozess, in welchem sie sich mit der jeweils eigenen kollektiven Rolle und Verantwortung im Konflikt

auseinander setzen mussten. Dabei tendierten alle Seiten dazu, ihre eigene Verantwortung zu minimieren, die des anderen aber zu überdimensionieren.³ Als Folge dieser Auseinandersetzung mit der unmittelbaren Vergangenheit wurde nicht nur die Gedächtniskonjunktur nochmals beschleunigt, sondern es entstand in den meisten postjugoslawischen Gesellschaften etwas, was man als *Pflicht zum Erinnern* bezeichnen könnte. Damit ist gemeint, dass die staatlich gesteuerte Gedächtniskonjunktur einher ging mit einer ebenfalls vom Staat aufgedrängten Vorgabe, woran man sich zu erinnern habe. Dabei sind diese Erinnerungen, wohl auch zum Zweck der Festigung der neuen Identität, überwiegend den eigenen Opfern gewidmet, während die Opfer der Anderen übersehen, schlimmstenfalls sogar bestritten werden. Folglich sind die gewählten Erinnerungsorte alles andere als versöhnend, sondern vielmehr polarisierend und abgrenzend. So begann man etwa in Serbien, für den Zeitraum des kommunistischen Jugoslawiens, die Četnik-Bewegung als Opfer der angeblich antiserbischen kommunistischen Führung juristisch zu rehabilitieren, während für den Zeitraum nach 1990 die Vertreibung der Serben aus Kroatien im August 1995 zu dem mitunter wichtigsten Erinnerungsort aufstieg. In Kroatien hingegen begann der Staat die jährliche Kommemoration von Bleiburg (1945) zu unterstützen, während der Beginn der Militäraction «Oluja» (5. August 1995) zu einem der bedeutendsten Staatsfeiertage wurde. Als Angehörige beider Nationen, sei es im essentialistischen oder konstruktivistischen Sinne, könnte man sich jedoch, selbst wenn man es wollen würde, schwerlich mit all diesen kollektiven Erinnerungsvorgaben identifizieren, ohne in kompletter individueller Konfusion zu enden.

Realität vergessen

Parallel zu dieser Pflicht zum Erinnern lässt sich in den neu gegründeten Staaten und den dort sich formenden Erinnerungskulturen jedoch auch ein Trend beobachten, den man als *Pflicht zum Vergessen* beschreiben könnte. Denn das geteilte historische Erbe der Epoche 1918–1990, dessen man sich nicht zuletzt deshalb erinnern könnte, um das Heute verstehen zu können, soll zum Teil vergessen werden, da es Gefahren für die Verbreitung und Verinnerlichung der neuen Identitäten in sich birgt.⁴

³ Vgl. Predrag Matvejević, Jugoslavenstvo prije i poslije Jugoslavije, in: Danas, Vikend dodatak, 23./24. 3. 2013, S. VI.

⁴ Sicherlich wäre ein Teil der Erinnerungen aus der Zeitperiode zwischen 1918 und 1990 auch ohne den Zerfall des gemeinsamen Staates und der Kriege am Ende des

Gemeint sind damit vor allem jene Erinnerungen, die im öffentlichen Diskurs und in den Medien bewusst gemieden werden, da sie potenziell positiv konnotiert werden und somit das neu entstehende kollektive Gedächtnis in Frage stellen könnten. Dies kann man auch als Entschleunigung der Gedächtniskonjunktur bezeichnen, da bestimmte Erinnerungen ausgeblendet werden und im kollektiven Gedächtnis keinen Platz finden sollten.

So wurden zwar, wie oben an den Beispielen der Četnik-Bewegung oder von Bleiburg gezeigt, vergessene und in der Regel polarisierende Erinnerungsorte und Opfermythen wieder hervorgeholt und zusammen mit daran anknüpfenden Ereignissen aus den jüngsten Kriegen sakralisiert. Andere, mit dem Zeitraum 1918–1990 verbundene Erinnerungsorte, dessen positive Auswirkungen weiterhin präsent sind und potentiell integrativ wirken können, wurden hingegen ausgeblendet oder marginalisiert. In Anlehnung an Krzysztof Wojciechowski und Karl Mannheim bezeichnet der Soziologe Todor Kuljić diesen Vorgang als das Hinterlassen von ‹gelben Flecken› und meint damit eine Blindheit gegenüber Tatsachen trotz genauer Beobachtung. Im Gegensatz zu der sozialistischen Geschichtswissenschaft in Jugoslawien, deren ‹weiße Flecken› das Verschweigen bestimmter negativer Ereignisse bezeichnen, die dem Image des Regimes hätten schaden können (wie etwa die Tatsache, dass nach dem Zweiten Weltkrieg Verbrechen von Seiten der kommunistischen Partei begangen wurden, dass es politische Verfolgungen gab, dass es keine Meinungs- und Pressefreiheit gab usw.), verschweigt die Historiographie der heutigen Staaten Ereignisse und Errungenschaften des sozialistischen Jugoslawiens, welche diesen Staat zumindest in einigen Aspekten in ein positives Licht rücken würden.⁵ Dazu gehört etwa die wirtschaftliche Modernisierung, welche die neuen Staaten im Vergleich zum gemeinsamen Staat Jugoslawien eher schlecht aussehen lässt. Ein charakteristisches Beispiel, stellvertretend für viele ähnliche Fälle, ist die historische Darstellung der Stadt Jagodina. Auf der offiziellen

20. Jahrhunderts in Vergessenheit geraten, nicht zuletzt weil man bestimmte Entwicklungen weniger verklärt und somit als überholt wahrgenommen hätte. So geschehen in anderen Transformationsländern, in welchen nach 1989 nicht die Bildung einer nationalen Identität, sondern die wirtschaftliche Transformation im Vordergrund stand, und somit der Zeitraum des Kommunismus überwiegend nicht im Lichte der Schaffung einer neuen nationalen Identität (in Abgrenzung zur alten) interpretiert und instrumentalisiert wurde.

⁵ Todor Kuljić, Zum Stand der historischen Aufarbeitung des jugoslawischen Sozialismus, in: Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung 2002, S. 299–318, insb. S. 317 f.

Webseite der Stadt wird die 600-jährige Geschichte der Stadt zusammengefasst, wobei das Zeitalter zwischen 1945 und 1990, in welchem die Stadt die bedeutendste wirtschaftliche Entwicklungen und Modernisierung erfuhr, in gerade mal einem Satz erwähnt wird – in dem wir lediglich erfahren, dass die Stadt 1946 in Svetozarevo umbenannt wurde. (Was aufgrund eines Volksentscheids von 1992, wie im Folgesatz beteuert wird, wieder rückgängig gemacht wurde.) Ein anderes Beispiel der gelben Flecken stellt eine Karte Kroatiens dar, welche von der Kroatischen Zentrale für Tourismus herausgegeben und verteilt wurde und bis mindestens 2006 noch im Umlauf war. Auf ihr werden neben den Sehenswürdigkeiten Kroatiens auch die Namen und Kurzbiographien der berühmtesten Kroaten angeführt, darunter auch von Josip Broz Tito: «Politiker und Staatsmann, Anführer der antifaschistischen Bewegung in Jugoslawien während des Zweiten Weltkrieges.» Dies wäre vergleichbar mit einer Frankreichkarte für touristische Zwecke, auf welcher Charles de Gaulle als Politiker und Staatsmann angeführt wäre, der den Widerstand in Frankreich während des Zweiten Weltkrieges anführte, ohne dass dabei genannt wäre, dass de Gaulle nach Kriegsende Premierminister und für zehn Jahre Präsident und somit eine der bedeutendsten Figuren für die Gründung der Fünften Republik darstellte. Und dass er letztendlich den letzteren Umständen, und nicht seiner Rolle im Zweiten Weltkrieg, seine Position in der Geschichte verdanke.

Schließlich kommt es auch vor, dass Akteure der Geschichte, aus eigenem Antrieb heraus oder durch Druck von außen, ihr eigenes Handeln, ihre Rolle in der unmittelbaren Vergangenheit und somit auch die damit verbundenen Erinnerungsorte vergessen, verneinen oder uminterpretieren. So wurde beispielsweise das Verbrechen in Srebrenica von der politischen Elite Serbiens und im öffentlichen Diskurs bis zum Jahr 2005 negiert – dort haben lediglich Kampfhandlungen stattgefunden und in solchen gäbe es nun einmal Opfer, lautete lapidar die gängige öffentliche Meinung. Nicht ohne den Zusatz, dass schließlich auch Serben Opfer zu beklagen hätten. Folglich habe sich die Regierung oder der Staatspräsident im Namen Serbiens dafür nicht verantwortlich zu fühlen. In einer zweiten Phase begannen die Medien das Vorgehen Serbiens bzw. der Serben in Srebrenica als Verbrechen zu bezeichnen, wobei stets hinzugefügt wurde, dass im naheliegenden Bratunac Verbrechen gleichen Ausmaßes an Serben begangen wurden. Demnach war die serbische Regierung zwar bereit Reue zu zeigen, verlangte aber im gleichen Atemzug das gleiche auch für die Opfer auf serbischer Seite. In einer dritten Phase wurde im März 2010 in einer Deklaration des Parlaments Serbiens «das Verbrechen gegen Bosniaken in Srebrenica

auf das schärfste verurteilt». Doch auch in dieser Deklaration wird die Verwendung des Begriffs Genozid umgangen. Stattdessen ist ausweichend vom Verbrechen die Rede, «wie es im Urteil des Internationalen Strafgerichtshofs definiert wurde».⁶

Eine eher kuriose Illustration für die Umdeutung der unmittelbaren Vergangenheit ist hingegen ein Buchtitel des letzten Vorsitzenden des Staatspräsidiums Jugoslawiens, Stipe Mesić. Der Arbeitstitel der erstmals im Jahr 1992 erschienenen politischen Memoiren lautete: «Wie ich Jugoslawien zum Einsturz brachte». Angeblich hat dieser Titel jedoch nicht dem damaligen kroatischen Präsidenten Franjo Tuđman gefallen, da dieser nicht bereit war, den Ruhm für den Einsturz Jugoslawiens Mesić allein zu überlassen. Sie erzielten einen Kompromiss, so dass das Buch unter dem Titel «Wie wir Jugoslawien zum Einsturz brachten» erschien.⁷ Doch zwei Jahre später kam die zweite, nahezu unveränderte Auflage des Buches heraus, diesmal unter dem Titel: «Wie Jugoslawien zum Einsturz gebracht wurde.»⁸

Was ist Realität?

Die potentielle individuelle Konfusion eines Bürgers/einer Bürgerin des postjugoslawischen Raumes angesichts der skizzierten Prozesse des kollektiven Erinnerns und Vergessens liegt auf der Hand. Wenn er/sie dabei binational ist, dann kann sich die Bewältigung oder Aufarbeitung dieser Ereignisse und eine Neupositionierung im Hinblick auf die eigene Identität zu einer Lebensaufgabe entwickeln. Demnach gilt es auf einer ersten Ebene sein ganz persönliches Gedächtnis und seine eigenen Erinnerungsorte (im Sinne Noras) – die objektiv mit den Erinnerungsorten des Kollektivs korrelieren können aber nicht müssen, subjektiv aber fraglos existent sind – für sich selbst und die Außenwelt zu legitimieren. Hat man dies getan, wird man auf einer zweiten Ebene mit dem herrschenden, oftmals von oben vorgegebenen, kollektiven Gedächtnis der jeweiligen zwei nationalen Gruppen konfrontiert, denen man sich, sei es im essentialistischen oder im konstruktivistischen Modus, zugehörig fühlt. Da die diversen Erinnerungsorte dieser kollektiven Gedächtnisse ebenso einer Selektion entspringen, schließen sie bestenfalls alle sub-

⁶ Diesem Urteil zufolge hat in Srebrenica ein Genozid der dort lebenden bosnischen Bevölkerung stattgefunden.

⁷ Stipe Mesić, *Kako smo srušili Jugoslaviju. Politički memoari posljednjeg predsjednika Predsjedništva SFRJ*, Globus International, Zagreb 1992.

⁸ Stipe Mesić, *Kako je srušena Jugoslavija*, Mislavpress, Zagreb 1994.

jektiven Erinnerungsorte des binationalen Individuums ein, und schlimmstenfalls alle aus. Sehr wahrscheinlich kommt es dabei aber auch dazu, dass ein und dasselbe Ereignis in unterschiedlichen Kollektiven diametral entgegengesetzte Interpretationen erfahren. Ein Beispiel dafür sind etwa die oben bereits erwähnten Geschehnisse in Kroatien im August 1995, als Kroatien Teile seines Territoriums wieder unter die eigene Kontrolle brachte, wobei ein Großteil der serbischen Bevölkerung fliehen musste.⁹ In der Konsequenz können zwei kollektive Gedächtnisse jeweils verschieden vorgeben was als Schuld, was als Verlust, was als Sieg und was als Verbrechen zu betrachten ist, und folglich was zu erinnern und was zu vergessen ist.

Darauf aufbauend stellt sich auf einer dritten, der womöglich komplexesten Ebene, gerade im Hinblick auf die Kriege im jugoslawischen Raum, für das binationale Individuum die Frage, woran es sich erinnern *soll*, woran es sich erinnern *muss* und schließlich wofür es sich als Teil eines Kollektivs verantwortlich zu halten habe – und dies alles, ohne in die Falle der Relativierung zu tappen. Ob das binationale Individuum in seiner Verantwortung gegenüber dem kollektiv Verursachten ein doppelter Täter oder aber ein doppeltes Opfer ist, bleibt fraglich. Sicher ist, dass im Gegensatz zu einem mononationalen Individuum, die subjektive Sammlung von Erinnerungsorten eines binationalen Individuums tendenziell weniger linear ist und eine gewisse Inkohärenz aufweist. Dies ist jedoch nicht zu vermeiden – weder durch einen transnationalen Zugang, der das Individuum über die kollektive (binationale) Zugehörigkeit erheben würde, noch durch die Auseinandersetzung mit den Erinnerungsorten beider Nationen. Vielmehr bedarf es, zumindest im Fall einer serbisch-kroatischen Identität zu Beginn des 21. Jahrhunderts, des Widerstands gegen die herrschenden kollektiven Vorstellungen beider Nationen, bei gleichzeitiger Verinnerlichung einer subjektiven, notfalls auch inkohärenten Selektion von Erinnerungsorten beider Kollektive. Das Kriterium dieser Selektion ist dabei, dass es sich um Erinnerungsorte handelt, die weder polarisieren noch die jeweils andere Nation ausgrenzen. Dass man dabei im Jahr 2014 nicht viel Auswahl hat, und somit Gefahr läuft, am *nationalen Rand* beider Gesellschaften zu bleiben, ist wohl

⁹ Allein mit der Wortwahl zur Beschreibung dieser Geschehnisse können verschiedene Auffassungen zum Ausdruck gebracht werden. So hat Kroatien aus der Sicht der einen dieses Territorium «befreit», während es aus der Sicht von anderen «erobert» oder «besetzt» wurde. Entsprechend ist die serbische Bevölkerung «freiwillig gegangen» oder aber sie wurde «gewaltsam vertrieben».

unumgänglich. Aber es bestätigt einmal mehr, dass man sich die anfangs erwähnte Frage nach der eigenen nationalen Identität in der Tat einfach nicht mehr stellen sollte.